

Diese Einbahn im Kopf

Leben und Lesen. Eine Aufforderung zum Richtungswechsel.

Von *Thomas Sautner*

In einem Park unweit meiner Wiener Wohnung laufe ich manchmal ein paar Runden. Wie lange ich das schon so halte, schäme ich mich zu sagen, einen Absatz weiter werden Sie wissen, warum.

Ich halte viel von der Beweglichkeit des Denkens, viel von Empathie und dem Hinterfragen von Allgemeingültigem. Kurzum, ich bilde mir etwas darauf ein, die Dinge aus ungewohnten Blickwinkeln zu betrachten. Wie zum Hohn bemerkte ich heute erst, dass ich beim Laufen im Park bisher immer in dieselbe Richtung getrottet bin. Stets im Uhrzeigersinn. Und heute erst lief ich erstmals in die entgegengesetzte Richtung. Es ist nicht übertrieben, wenn ich erzähle, dass ich den bisherigen Weg erlebte, als betrete ich ihn erstmals und erahnte ihn bloß wie aus weit entfernten Träumen.

Freilich war es exakt jener Weg, den ich in meiner üblichen, vertrottelt eintönigen Richtung in- und auswendig kannte. Doch diese alberne Selbstsicherheit existiert seit heute nicht mehr. Seit heute gibt es ein Staunen über die neue, ungesehene Richtung, den ungesehenen Weg. Und genau dieser Effekt passiert beim Lesen (und Schreiben) von Literatur.

Wenn Sie nun sagen, was soll von einem Schriftsteller, der bis vor Kurzem nur Einbahn im Kreis gerannt ist, zu halten sein, tun Sie zwar mir nicht unrecht, aber dem Leser und dem Schreiber in mir. Hätte ich nämlich von einem Typen gelesen, der kopflos und ohne sich dessen so recht bewusst zu sein, immer in dieselbe Richtung rennt, wäre mir das als Leser buchstäblich vor Augen gestanden – und infolge wohl auch als Läufer. Und als Schriftsteller? Nun: Wäre ich in einem Buch im Kreis gelaufen, schreibend sozusagen, als Figur in einem Roman, wäre mir die Einfältigkeit gewiss schwarz auf weiß klar geworden. Das ist ja das Magische der Literatur, dass man beim Lesen und Schreiben ein anderer wird: sehend, staunend, aufschauend.

Gefangene unserer Denkmuster

Von Philip Roth stammt das Bonmot, er schreibe, um zu wissen, was er denke. Der ebenso großartige Joseph Roth sah das ähnlich: Niemand müsse schreiben, er würde auch nicht schreiben, wäre er nicht so schrecklich unwissend. Und Herta Müller beschrieb die Erfahrung, die wir Leserinnen und Leser wohl alle kennen, so: Sätze, die mehr als der Inhalt ihrer Wörter sind, wissen so lange, wie man den Blick draufhält, wie das Leben geht.

Das liegt daran, dass wir Menschen für gewöhnlich nicht über die Dinge und das Leben imstande sind nachzudenken, sondern lediglich über die Bedeutung, die wir dem Leben und den Dingen vor Längerem schon zugemessen haben. Gefangener unserer Denkmuster sind wir.

Welche Wohltat, wenn dank Geschriebenem zumindest kurz der Himmel sich weitet, die Wolken sich auftun, Klarheit einkehrt, Ruhe, Sinn. Und das Schönste: Wir, wir Leserinnen und Leser, haben uns selbst damit beschenkt. Wir sind diese Zeilen entlangspaziert, wir sind diesen neuen Weg gegangen. Das Buch war uns nur Begleiter, spiegelte uns, als wir dreinsahen, in neuem Licht.

Das Festhalten an einem Lebenssinn mag kindlicher Glaube sein, von einer dummen Überschätzung und Selbstverliebtheit herrühren, die nicht anerkennt, wie Philipp Blom schreibt, dass wir auch metaphysisch nicht der Mittelpunkt des Universums sind. Doch selbst wenn unsere Existenz und jene der Welt von Chaos, Zufall und keineswegs von einer höheren Ordnung herrühren, wenn es keinerlei Lebenssinn gibt – ist das Entscheidende denn nicht, dass eben wir jenen Sinn erschaffen können? Täglich mittels unseres Lebens? Womöglich mittels der Kunst? Mittels der Literatur, um, was inexistent ist, doch noch wahr werden zu lassen, und sei es nur für einen einzigen kindlich schönen Moment. ■